Universität Potsdam

Elisabeth Flitner

Verliebt, verlobt, verheiratet - und dann? : soziologische Bemerkungen zum Arrangement der Geschlechter

first published in:
Leviathan 3 (1987), S. 338-356, ISSN 0340-0425

Postprint published at the Institutional Repository of the Potsdam University:
In: Postprints der Universität Potsdam
Humanwissenschaftliche Reihe ; 200
http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2010/4601/
http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-46013

Postprints der Universität Potsdam
Humanwissenschaftliche Reihe ; 200

Elisabeth H. Flitner

Verliebt, verlobt, verheiratet – und dann? Soziologische Bemerkungen zum Arrangement der Geschlechter*

Wenn man fragt, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen Eheleute und Geliebte sich heute zurechtfinden müssen, kann man an drei auffälligen Entwicklungen nicht vorbeisehen: *erstens* an der zunehmenden Integration der Mittelschicht-Frauen in den Arbeitsmarkt, *zweitens* an der Randposition der Männer in der modernen Familie und *drittens* an der Zunahme der Scheidungszahlen. Es handelt sich um drei Bedingungen, mit denen Ehen und andere Liebesbeziehungen heute konfrontiert sind. Ich überlege in meinem Aufsatz, was sie insbesondere für die Rolle der Geliebten bedeuten.

1. Individualisierung der Frauen

Die heute vorwaltenden Gegensätze zwischen den Geschlechtern sind nicht nur ein traditionaler Rest alter patriarchalischer Ordnungen. Sie sind mit der Industriegesellschaft entstanden und bilden seit 150 Jahren eine ihrer Grundlagen. Im 19. Jahrhundert setzte sich die Trennung der Produktionsbetriebe von den Haushalten durch; damit entstanden außerhäusliche Berufsarbeit einerseits, Familien- und Hausarbeit andererseits. Die Verteilung dieser Arbeiten folgte einem ständischen Prinzip: der Zuweisung über die Geburt. Wer als Mann im Bürgertum geboren wurde, verrichtete die Berufsarbeit, wer als Frau in derselben Schicht geboren wurde, die Arbeit im Haus. Damals wurden die Formen der Kleinfamilie und mit ihnen die Männer- und Frauenrollen ausgeprägt, die heute wieder an Selbstverständlichkeit verlieren (vgl. zu den folgenden Abschnitten Beck 1986). Familienarbeit und Berufsarbeit wurden gegensätzlich organisiert. Hier gelten die Regeln des Markts, Kauf und Verkauf, Geld und Verträge, herrschen individuelle Konkurrenz und Mobilität. Dort sollen Gemeinschaftlichkeit, Fürsorge und Liebe die Familien dauerhaft zusammenbinden. Berufsarbeit der Männer und Familienleben, für das vor allem die Frauen zuständig sind, bilden zwei Bereiche mit verschiedenen Organisa-

* Vorabdruck aus E. H. Flitner und R. Valtin (Hrsg.): Dritte im Bund: Die Geliebte. Über das Leben im Beziehungsdreieck, Rowohlt-Verlag, Reinbek; das Buch erscheint Ende 1987.

tionsprinzipien und Wertsystemen, die einander ergänzen, bedingen und oft auch widersprechen. Außer den sozialen Ungleichheiten, die ihre Grundlage in der Produktion haben (Unterschiede der Bezahlung, der Berufe, der Stellung zu den Produktionsmitteln) entstand also auch ein System von Unterschieden von Lebenslagen zwischen den Geschlechtern, das quer dazu liegt. Wer im Beruf steht, muß außer Haus sein, verdient das Geld, muß sich für die Arbeit ausbilden, diszipliniert, verfügbar und mobil sein. Wer die Familienarbeit übernimmt, wirtschaftet mit Geld aus zweiter Hand und bleibt darin und im Alltag auf den Familienernährer angewiesen. Der Alltag der bürgerlichen Hausfrau, wie sie das 19. Jahrhundert wollte, paßte sich dem Arbeitsleben des Familienvorstands und den Bedürfnissen der Kinder an.

Der springende Punkt dabei ist, daß über die Aufteilung der Arbeiten seit damals bis in die Mitte unseres Jahrhunderts niemand individuell zu entscheiden hatte. Daß Männer dem Erwerb nachgehen und Frauen zuhause bei den Kindern sind, das stand nicht zur Debatte, sondern verstand sich von selbst. Die Verteilung der Arbeiten blieb der Wahl der Einzelnen entzogen. Sie wurden durch Geburt und Geschlecht zugewiesen.

Nach dem Ersten und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg vollzogen sich entscheidende Veränderungen. Die Anforderungen der Erwerbsarbeit wurden nun in großem Maße auch auf die Frauen der Mittelschicht ausgedehnt. Daraus entstanden keine neuen Prinzipien innerhalb der Lohnarbeit; es bedeutet nur, daß die Regeln des Marktes sich über die Geschlechtergrenze hinweg durchsetzen. Damit werden aber ganz neue Lager innerhalb der Familien und der Geschlechterbeziehungen überhaupt geschaffen. Indem sich die Marktgesellschaft nun über ihre geschlechtsspezifischen Grenzen hinweg durchsetzt, werden ihre Familienmoral, die als normal angesehenen Männer- und Frauenrollen, die Tabus von Ehe, Elternschaft und Sexualität und letztlich sogar die Trennung von Hausarbeit und Erwerbsarbeit wieder in Frage gestellt. Das gilt, wie alle folgenden Überlegungen, vor allem für die Mittelschicht.

Wenn Frauen wie Männer gleichermaßen berufstätig sein müssen und wollen, tauchen in den Beziehungen der Geschlechter in großem Maße neue Probleme auf. Es kommt zu einer „Individualisierung" der Frauenleben: Die Frauen werden nun nicht mehr nur vermittelt über den Mann, sondern für sich selbst abhängig vom Arbeitsmarkt. Sie brauchen eine Ausbildung, müssen mobil und für die Arbeit verfügbar sein, eine Karriere planen, ihre Sozialversicherung, ihren Urlaub und ihre Freizeit für sich regeln – das alles ist jetzt in den Familien doppelt zu bedenken und muß aufeinander abgestimmt werden. Und die Verteilung der Hausarbeit? Und was geschieht mit den Kindern? Der springende Punkt dabei ist: Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hört auf, selbstverständlich zu sein. Über alles muß individuell und gemeinsam entschieden werden. Und jede Entscheidung enthält die Möglichkeit von Konflikten. Mutterschaft und Beruf, ökonomische Selbständigkeit und Familienexistenz sind im weiblichen Lebenszusammenhang Widersprüche, die

gegen die vorwaltenden Bedingungen in Familie und Gesellschaft ausgetragen und ausgehalten werden müssen.

Warum wollen und müssen immer mehr Frauen erwerbstätig sein? Mindestens fünf Gründe spielen dafür eine Rolle:

- Die Verlängerung der Lebenserwartung hat den früher normalen Lebenslauf der Frauen verändert. Die Mutterpflichten, Kinder auf die Welt zu bringen und zu pflegen, enden heute durchschnittlich etwa mit dem 45. Lebensjahr. Dem Dasein für die Kinder folgen dann noch durchschnittlich dreißig Jahre jenseits des traditionalen Lebenszentrums der Frauen. Viele Frauen streben in dieser Zeit zurück in den Beruf.
- Die Hausarbeit hat sich nachhaltig verändert. Zum einen führt die Zerstörung alter Nachbarschaften und die hohe Mobilität der Familien zu ihrer sozialen Isolierung. Zum anderen unterliegt sie technischer Rationalisierung, Konsumangebote, Geräte und Maschinen entlasten und entleeren die Arbeit in der Familie. Sie wird zur Restarbeit zwischen Industrieproduktion und bezahlten Dienstleistungen. Am greifbarsten sind noch die von der Schule bestimmten und um die Schulzeit herum organisierten Tätigkeiten mit den Kindern. Isolierung und Rationalisierung der Hausarbeit verweisen die Frauen auf die Suche nach einem „erfüllteren" Leben in der Berufsarbeit.
- Nach wie vor ist Mutterschaft die stärkste Anbindung an die traditionale Frauenrolle. Mit der Möglichkeit der Empfängnisverhütung und des Schwangerschaftsabbruchs muß aber jede Frau heute darüber (mit) entscheiden, ob, wann und in welcher Zahl sie Kinder haben will. Gleichzeitig wird die weibliche Sexualität von der früher engen Verknüpfung mit Mutterschaft gelöst und muß für sich, als eigener Erfahrungsbereich, entdeckt, entwickelt und zu anderen Bereichen in Beziehung gesetzt werden. Ein von Mutterschaft und Familienexistenz getrenntes Sexualleben ist leicht möglich und vor allem für junge Frauen vor der Ehe auch die Regel geworden. Frauen können berufstätig sein, ohne darum auf ein Liebesleben verzichten zu müssen.
- Die Angleichung der Bildungschancen von Männern und Frauen, die sich vor allem einer zunehmenden Bildungsbeteiligung der Frauen verdankt, führt mit dazu, daß immer mehr Frauen erwerbstätig sein wollen. In der Zukunftsplanung von Mädchen zwischen 15 und 19 steht heute die Verwirklichung des Berufswunsches an erster Stelle, vor Heirat und Mutterschaft (Burger/Seidenspinner 1982).
- Schließlich zeigen wachsende Scheidungszahlen, daß die lebenslange Versorgung der Frauen über die Ehe brüchig geworden ist. Die Tatsache, daß heute etwa jede dritte Ehe geschieden wird und der Umstand, daß alleinstehende Mütter und Rentnerinnen die häufigsten Klienten der Sozialhilfe sind, warnt auch viele verheiratete Frauen davor, den Kontakt zur Erwerbsarbeit ganz aufzugeben.

In all dem – Erhöhung der Lebenserwartung, Veränderung der Hausarbeit, Trennung von Sexualität und Mutterschaft, Bildungs- und Berufsbeteiligung und wach-

sende Scheidungsraten – drückt sich zusammengenommen eine Freisetzung der Frauen aus den herkömmlichen Vorgaben der Frauenrolle aus. Das Zusammenleben der Geschlechter, erst recht wenn Kinder dabei sind, erfordert komplizierte Abstimmungen von auseinanderstrebenden Wünschen und Plänen. Zwar sind bei weitem nicht alle Frauen berufstätig (am wenigsten diejenigen, die kleine Kinder zu versorgen haben). Aber die obengenannten Tendenzen spiegeln sich im Bewußtsein und Verhalten aller wieder. Zwar sind Frauen im Beruf, was die Stellung in der Hierarchie, den Verdienst und die Möglichkeit, überhaupt Arbeit zu finden, angeht, den Männern noch bei weitem nicht gleichgestellt. Vor allem in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit verstärkt das aber die Widersprüchlichkeit ihrer Lage, statt sie zu vereinfachen: Die anhaltende Eheversorgung ist nicht mehr gesichert, die Möglichkeit, sich selbst zu unterhalten, noch nicht. Die Notwendigkeit, sich für den beruflichen Konkurrenzkampf zu rüsten, wächst ebenso wie die Verlockung, sich – wo die Berufschancen sowieso nicht gut sind – für Kinder und gegen ökonomische Selbständigkeit zu entscheiden.

Auf jeden Fall aber muß gewählt werden und alles wird begründungsbedürftig: Die Form des Zusammenlebens, wer wie wo was arbeitet, die Auffassungen von Liebe und Sexualität und ihre Einbindung in Ehe und Familie. „Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin. Wie dies alles kurzfristig oder langfristig oder vorübergehend mit den Zwängen oder Ambitionen der Versorgungssicherung, der Karriere, des Berufs aller Beteiligten vereinbar ist" (Beck 1986, S. 163/4). Wenn dieses Sittengemälde auch gewiß nicht die Wirklichkeit aller Beziehungen abbildet, so bezeichnet es doch die Fragen, die nun überall beantwortet werden müssen. Der Druck zur Selbständigkeit bleibt auch für diejenigen Frauen psychologische Realität, die sich für den Haushalt und gegen Erwerbstätigkeit entschieden haben. Die Forderung an die Männer, sich um Familie und Haushalt mehr zu kümmern, wird auch dort erhoben, wo die Arbeitsteilung äußerlich klar zu sein scheint (wenn auch kaum erfüllt, vgl. Metz-Göckel/Müller 1986). Der Wunsch nach Wiederaufnahme einer Erwerbsarbeit begleitet die meisten Frauen auch während der Familienphase, liefert Zündstoff für Konflikte und mit seinen schlechten Verwirklichungschancen Anlaß zur Depression (Pross 1975).

Daß Erwerbsarbeit mit Familienaufgaben für Frauen schwer zu vereinbaren ist, weiß jede/r; in welchem Ausmaß dieser Konflikt Ehen und Familien in Frage stellt, zeigt eine neuere Untersuchung. Auf die Frage, ob sie in den letzten Monaten einmal an Scheidung gedacht hätten, antworteten erwerbstätige Frauen mehr als doppelt so oft wie Hausfrauen mit „ja" (Booth/White 1980). Zwanzig Prozent aller erwerbstätigen verheirateten Frauen in dieser Umfrage sagten, sie hätten in den letzten Monaten an Scheidung gedacht, und zwar unabhängig davon, ob sie sich als gut verheiratet ansehen oder nicht. Hier wird wahrscheinlich ein Druck ins Pri-

vate gewendet, der seinen Ursprung nicht in der individuellen Beziehung selbst hat. Da die Menschen an den meisten Belastungen, die sie treffen, individuell kaum etwas ändern können – nicht am Arbeitsplatzangebot, nicht am Wohnungsmarkt, nicht an der Verkehrsplanung noch an der öffentlichen Kinderbetreuung etc. –, übersetzt sich der Druck ins Private. Die Frau, die sich belastet fühlt, die sonst aber keine Möglichkeiten zur Veränderung sieht, kann immer noch ihren Mann verlassen und hoffen, ihre Lage dadurch zu bessern. Und das liegt um so näher, je mehr sie Verbindung zur Erwerbsarbeit behalten hat.

Die verstärkte Berufsorientierung, Marktabhängigkeit und ökonomische Selbstversorgung, die hier als „Individualisierung" der Frauen beschrieben wurde, geht mit einer Tendenz zur Aufhebung der traditionellen Kleinfamilie und der zu ihr gehörenden Familienmoral einher. Die Einbindung von Liebe und Sexualität der Frauen in Ehe und Familie hat sich in den letzten zwanzig Jahren sehr geschwächt. Uneheliches Zusammenleben von Männern und Frauen, das sich in den Sechzigerjahren noch heftige Mißbilligung zuzog, wird heute allgemein geduldet. Über eine Million Paare in der Bundesrepublik leben derzeit ohne Trauschein zusammen. Weit über die Hälfte aller Mädchen zwischen 16 und 19 finden es für Frauen wichtig, sexuelle Erfahrungen zu sammeln. Und immerhin jede zweite wäre damit einverstanden, zwei Freunde gleichzeitig zu haben (Burger/Seidenspinner 1982). Die Forderung, eine Frau solle unberührt in die Ehe gehen, erheben heute nur noch zwanzig Prozent der Bevölkerung (Wottawa 1984, S. 387). Auch die Anforderungen an Ausschließlichkeit der ehelichen Beziehung ändern sich. Etwa ein Drittel der verheirateten Frauen geben auf Befragen an, sie seien bereit, unter Umständen eine Liebesbeziehung neben ihrer Ehe einzugehen. Je länger sie ausgebildet sind, desto eher berichten sie auch von entsprechenden eigenen Erfahrungen (ebenda, S. 395/6). Fast jede dritte erklärt sich bereit, eine nebeneheliche Beziehung ihres Mannes zu dulden. Solche Informationen illustrieren, daß sich die vormals besonders für Frauen ganz verbindliche Verknüpfung von Liebesleben, Eheleben und Familienleben nicht mehr halten kann. Liebe und Sexualität werden aus herkömmlichen Bindungen zunehmend freigesetzt. Sie lösen sich aus der festen Verknüpfung mit anderen Aspekten der weiblichen Biographie und werden zu einem eigenen Erfahrungsbereich, freier, isolierter und ungeschützter als zuvor.

Mit dem bezeichneten Wandel verändert sich auch das Bild der Geliebten, also der Frau, die mit einem verheirateten oder anderweitig dauernd gebundenen Mann eine enge Beziehung unterhält. Das 19. Jahrhundert konnte den sozialen Status und das persönliche Ansehen einer Frau umfassend aus ihrem Verhältnis zum anderen Geschlecht ableiten. Da die Frauen des Bürgertums nicht erwerbstätig waren, konnte ihre soziale Stellung nur vermittelt über die Beziehung zu einem Mann bestimmt werden. Mit der Form dieser Beziehung, nämlich mit der Frage, ob sie eine eheliche war oder nicht, entschied sich alles andere. Die gesellschaftliche Stellung des Mannes übertrug sich auf die Frau, mit der er die Ehe einging; um so strikter wurde das Ansehen den anderen Frauen, mit denen er auch umging, die er aber

nicht heiratete, entzogen, den „Hetären" und „Konkubinen", den „Mätressen", „Prostituierten" und anderen „gefallenen Frauen". Die Frau war Geschlechtswesen, das seinen Weg in die familiale Bestimmung fand oder nicht; der Mann war darüber hinaus auch noch anderes. Als Berufsmensch und politisches Subjekt hatte er neben dem Privatleben noch ein öffentliches.

Diesem Verhältnis entsprach eine Psychologie über die geschlechtsspezifische Natur der Sexualität. Man nahm an, daß sie bei der Frau vollständiger mit ihrer ganzen Person, ihrem Ich, ihren Gefühlen verschmolzen sei als beim Mann. Die Überzeugung war, daß die Frau mit der sexuellen Hingabe ihre gesamte Person vollständiger und unreservierter hingegeben habe als der Mann bei gleicher Gelegenheit, daß daher auch Charakter und menschlicher „Wert" einer Frau mit ihrem Sexualverhalten stehe und falle. „Die Bedeutung und die Folgen, welche die Gesellschaft an die sinnliche Beziehung zwischen Mann und Weib knüpft, stehen ... unter der Voraussetzung, daß die Frau ihr ganzes Ich, mit der Gesamtheit seiner Werte, jener dagegen nur einen Teil seiner Persönlichkeit in den Tausch gegeben habe. Sie spricht deshalb einem Mädchen, das sich einmal vergangen hat, die ‚Ehre' schlechthin ab, sie verurteilt den Ehebruch der Frau viel härter als den des Mannes, von dem man annimmt, daß eine gelegentliche, rein sinnliche Extravaganz sich mit der Treue gegen seine Frau im allen Innerlichen und Wesentlichen wenigstens vertragen *könne*, sie deklassiert die Prostituierte ganz unrettbar, während der schlimmste Wüstling sich noch immer gleichsam an den übrigen Seiten seiner Persönlichkeit aus dem Sumpfe herausziehen und jegliche soziale Stellung wiedergewinnen kann", notierte Georg Simmel 1898 (S. 148/9). Auch in der Ehe galten Frauen als ungleich umfassender engagiert als Männer: „Indem die Frau sich verheiratet, gibt sie allermeistens in dieses Verhältnis die Gesamtheit ihrer Interessen und Energien hin, sie setzt ihre Persönlichkeit, Zentrum und Peripherie, restlos ein; während nicht nur die Sitte auch dem verheirateten Mann eine viel größere Bewegungsfreiheit einräumt, sondern er den wesentlichen Teil seiner Persönlichkeit, den der Beruf okkupiert, von vornherein nicht in die eheliche Beziehung hineingibt" (ebenda, S. 153).

Zwischen ehrbarer Liebe und anderer unterschied die Ehe; die Frauen teilten jedoch ihr Ständeschicksal des neunzehnten Jahrhunderts, die Abhängigkeit vom männlichen Erwerb. Ob in der Ehe oder außerhalb, die Beziehung zum Mann war die Quelle der ökonomischen Versorgung der Frau. Ihre soziale Stellung variierte mit der Sicherheit dieser Versorgung: Geachtet die Ehefrau, deren Auskommen als lebenslang garantiert galt, in einer weitgefächerten Licht- bis Grauzone dann die dauernde Mätresse, die ebenfalls von ihrem Liebhaber unterhalten wurde, aber wie eine Angestellte gewissermaßen kündbar blieb, und ganz am Ende die Prostituierte, die von ihren wechselnden Partnern sozusagen Stücklohn erhielt, darin der Arbeiterin vergleichbar. Einen oder mehrere Haushalte neben der eigenen Familie zu finanzieren war damals wie heute nur einer kleinen Gruppe sehr vermögender Männer möglich. Die Frau des britischen Gesandten am Hofe Kaiser Franz-Josefs stellte kurz vor dem Ersten Weltkrieg mit Erstaunen fest, daß die bei Hofe verkehrenden Adligen, die meist zwei oder drei Mätressen und zahlreiche Beziehungen

zu Schauspielerinnen und Tänzerinnen unterhielten, häufig formale Verträge abschlossen, in denen sie den Frauen regelmäßige Zahlungen zusicherten (quasi Unterhalt) und ihre Zufriedenheit mit dem Verhältnis zu Protokoll gaben (Mitchell, 1985, S. 485). Verbreiteter waren jedoch die Verhältnisse, die Stefan Zweig in seinen Erinnerungen an seine Jugend im Wien des späten 19. Jahrhunderts schildert: „Suche ich mich redlich zu erinnern, so weiß ich kaum einen Kameraden meiner Jugendjahre, der nicht einmal blaß und verstörten Blicks gekommen wäre, der eine, weil er erkrankt war oder eine Erkrankung befürchtete, der zweite weil er unter einer Erpressung wegen einer Abtreibung stand, der dritte, weil ihm das Geld fehlte, ohne Wissen seiner Familie eine Kur durchzumachen, der vierte, weil er nicht wußte, wie die Alimente für ein von einer Kellnerin ihm zugeschobenes Kind zu bezahlen, der fünfte, weil ihm in einem Bordell die Brieftasche gestohlen worden war und er nicht wagte, die Anzeige zu machen" (Zweig 1962, S. 89/90).

Eine entscheidende Differenz zwischen der Geltung der Ehe und der aller anderen Liebesverhältnisse drückt sich in der ökonomischen Beziehung der Partner aus. Aufgabe der Ehefrau ist es, die Konsumtion des männlichen Verdienstes im Haushalt zu bewirken, mit ihm zu wirtschaften. Der Idee nach besteht eine gemeinsame und gleichberechtigte Verfügung über den Verdienst des Mannes, der zum „Familieneinkommen" wird. Mann und Frau teilen die Einkünfte und die Verantwortung für ihren zweckdienlichen Gebrauch. Das wird nicht als Entlohnung der Hausfrau für ihre Arbeit angesehen; Haushaltsgeld ist das Gegenteil einer Abfindung. Unter der Voraussetzung, daß Ehen auf gegenseitiger Zuneigung beruhen sollen, erscheinen auch Geldheiraten, oder die Aufrechterhaltung einer Ehe aus nur ökonomischen Gründen als Herabsetzung der Beteiligten. Von emotionalen und ökonomischen Motiven wird angenommen, daß sie einander ausschließen. In nichtehelichen Beziehungen dagegen wird Geld, das der Mann der Frau gibt, als Abfindung angesehen. Wechselseitige Ansprüche, die aus der Beziehung entstehen könnten, erscheinen als abgegolten, wenn der Mann bezahlt hat. Georg Simmel drückte es drastisch so aus: „Indem man mit Geld bezahlt hat, ist man mit jeder Sache am gründlichsten fertig, so gründlich wie mit der Prostituierten nach erlangter Befriedigung". Bezahlung diene dem Mann dazu, sich möglichst vollständig und schnell aus der eingegangenen Beziehung wieder zu lösen. Das ist wohl ein Mißverständnis; eher ist es so, daß die Sicherheit, für seine Wünsche bezahlen zu können, es dem Mann erst ermöglicht, die Beziehung überhaupt einzugehen, unter dem Schutz klarer Abmachungen etwas zu suchen, was er sich unter der Verpflichtung zur dauernden liebenden Fürsorge zuhause nicht erlauben würde. Das gesellschaftlich wirksame Mißverständnis betont jedoch, der Mann kaufe sich frei. Das gilt als entwürdigend nicht für ihn, sondern für seine Partnerin, weil angenommen wird, daß hier Unvergleichbares zum Tausch komme. Die Frau gebe etwas Persönliches von sich, während der Mann einen Scheck hinterlassen könne, um sich dem Anspruch auf Wechselseitigkeit des Engagements zu entziehen.

Für Beziehungen neben der Ehe gilt, daß der Mann über Geld, das er für sie aus-

gibt, soziale Distanz zur Partnerin unterstreichen kann. Im 19. Jahrhundert errichtete diese Distanz zusammen mit der üblichen Vielfalt der nebenehelichen Beziehungen – für die Reichen zu mehreren Mätressen, für die durchschnittlich vermögenden Bürger zu wechselnden Prostituierten – eine Schranke gegen die Entstehung einer zweiten, eheähnlichen Beziehung zu einer Geliebten neben der Ehe. Dazu kam damals die prinzipielle Deklassierung der Frau, die eine außereheliche Liebschaft einging: Wenn sie einmal ihre Unschuld eingebüßt hatte, sanken ihre Heiratschancen stark. In den Stand der Ehefrauen konnte sie dann nicht mehr leicht überwechseln. Sexuelle Erfahrungen außerhalb der Ehe stempelten sie im Ganzen zur ehrlosen Person. Stellvertretend dafür sei Sigmund Freuds Urteil aus dem Jahr 1907 zitiert. Eine Hetäre, so befand er eine Frau, die in der Sexualität „nicht verläßlich" sei, sei „ein Haderlump" (Protokolle Nr. 24, 15.5.1907).

Alle diese Bedingungen – ökonomische Unselbständigkeit der Frau gegenüber ihrem Partner, Abhängigkeit ihres Status von seiner Zahlungskraft, Distanz zwischen der Frau und ihrem Liebhaber durch die Vielzahl seiner Verhältnisse, und eine fast unüberwindliche soziale Kluft zwischen dem Leben als illegitime Partnerin und dem als legitime – haben sich heute verändert. Die „Mätresse" gibt es nur als Ausnahmeerscheinung. Der soziale Status und das Einkommen der Frauen, die einen verheirateten Mann zum Liebhaber haben, bemessen sich nicht mehr nach dem des Freundes, sondern nach ihrer eigenen Beteiligung am Arbeitsmarkt. Die Geliebte heute befindet sich in Ausbildung oder sie ist berufstätig. Damit entfällt auch ihre Gesamtdefinition über die Beziehung zum Mann; sie ist nicht mehr „Mätresse" von Beruf, sondern Sekretärin, Ärztin oder Lehrerin und kann in dieser Eigenschaft angesprochen werden. Die Kluft zwischen heiratsfähigen und anderen Frauen hat sich weitgehend geschlossen und hat einem im Umbruch befindlichen, nach Phasen aufgeteilten Lebenslauf Platz gemacht. Eine Frau kann nacheinander mit einem ledigen Freund, mit einem verheirateten Geliebten, als Ehefrau, als Geschiedene, allein, wieder mit einem ledigen oder verheirateten Freund, dann eventuell zum zweitenmal verheiratet, dann als Witwe im Konkubinat mit einem Witwer etc. leben. In dieser oder anderer Reihenfolge sind die Rollen der Freundin, der Verlobten, der Ehefrau und der Geliebten auswechselbar und auf dieselbe Person vereinbar geworden. Die Mehrzahl der Geliebten wird einmal Ehefrau werden oder war es schon. Damit hat sich die soziale Distanz zwischen der Geliebten und ihrem verheirateten Freund weitgehend aufgelöst. Ihre Beziehungen sind nicht mehr durch ökonomische Abhängigkeit vermittelt und unterliegen nur noch dem Anspruch wechselseitiger individueller Anerkennung wie andere Freundschaften auch. Leichter als unter Bedingungen des 19. Jahrhunderts kann nun eine zweite, wichtige Beziehung neben der Ehe als „andersartig aber gleichwertig" erlebt werden. Zugleich mit dieser neuen Nähe zwischen der Geliebten und ihrem Freund taucht aber auch die Möglichkeit auf, daß der Mann sich von seiner Ehefrau trennt, um sich mit der Geliebten zu verheiraten. Wie oft das wirklich vorkommt, ist für die Sozialforschung schwierig herauszufinden; gesicherte Ergebnisse gibt es dazu nicht. Aber die Möglichkeit allein genügt, um Hoffnungen, Unsicherheiten, Entschei-

dungszwänge und Konflikte für die Beteiligten zu schaffen, die für den Ehemann, die Mätresse und die Ehefrau des vorigen Jahrhunderts so nicht denkbar waren. Auch für den Mann in der Mitte hat sich dadurch Wesentliches verändert.

2. *Die Randposition der Männer in den Familien*

Während die Frauen heute auch aus Gründen der ökonomischen Existenzsicherung die alten Zuweisungen zum Dasein für andere lockern und eine neue soziale Identität suchen müssen, fallen bei den Männern ökonomische Selbständigkeit und herkömmliche Rollenidentität zusammen. Im männlichen Stereotyp des „Berufsmenschen" sind Erwerbsarbeit und Familienexistenz wie selbstverständlich verbunden. Die dazugehörige Hausarbeit fällt der Ehefrau zu. Das Erlebnis der Freuden und Pflichten der Vaterschaft bleibt auf die arbeitsfreie Zeit beschränkt. In der Vaterschaft liegt kein Hindernis der Berufsausübung, im Gegenteil, der Zwang zu ihr. Die Vereinbarkeit von Vaterschaft und Beruf, ökonomische Individualisierung und Familienexistenz, ist in der überkommenen Männerrolle vorgegeben. Das heißt zunächst, diejenigen Widersprüche, die die Frauen heute aus ihrer traditionalen Rolle herauslösen, können für Männer nicht in gleicher Weise entstehen.

Andere Widersprüche sind dafür in der Männerrolle eingebaut (vgl. Beck 1986). Zum einen kann die Berufsfixierung angesichts der vorwaltenden Arbeitsbedingungen nur ein sehr widersprüchlicher Segen sein. Zu nennen ist: Die Aufopferung im Beruf für ein Familienleben, zu dessen Genuß dann die Zeit, die Kräfte und die Fähigkeiten fehlen; der Zwang zur Selbstbehauptung für eine Karriere, die sich schließlich doch nicht so gestaltet wie erhofft; die Verausgabung für betriebliche Ziele, mit denen man sich nicht identifizieren kann, die einem aber auch nicht gleichgültig bleiben können; und allem zu Grunde die mangelnde Wahlfreiheit, der Zwang zur Übernahme der Ernährerrolle für die Familie, der sich Männer noch kaum entziehen können. Zum anderen ergeben sich aus der Festlegung auf die Erwerbsarbeit typische Einschränkungen der Beziehungsfähigkeit – vielleicht nicht mehr als bei Frauen, aber andere. Die Verausgabung der Arbeitskraft bleibt auf eine harmonische Familie angewiesen, für die die Frau steht. Orientierung an Leistung und Erfolg, Präzision, verallgemeinerndem Denken und gefühlsneutralem Verhalten, die der Beruf verlangt, entwickeln sich auf Kosten komplementärer Fähigkeiten zur fraglosen Anerkennung anderer, zu an Menschen, nicht an Sachen orientiertem Urteilen etc. Wenn aber die Herstellung privater Harmonie fast vollständig den Frauen obliegt, werden Männer in demselben Maße emotional unselbständig und neigen dazu, wesentliche Seiten ihrer Fähigkeiten zum Umgang mit sich selbst an die Frau zu delegieren; das fängt bei der Einteilung des Haushaltsgelds, beim Essen und bei der Kleidung an und ist bei der Organisation der Freizeit noch nicht zu Ende. Parallel zur Ungeschicklichkeit im Persönlichen und Emotionalen wächst der Zwang zur Harmonisierung in allen Angelegenheiten der Geschlechter-

beziehung. Je mehr der Mann für seine elementarste Versorgung und für den emotionalen Umgang mit sich selbst auf die Frau angewiesen ist, desto leichter muß er sich durch Konflikte in der Partnerschaft gefährdet sehen.

Typische Unterschiede in der Beziehungsfähigkeit von Männern und Frauen sind in der Sozialpsychologie vielfach empirisch belegt worden. Männer neigen zu Beginn einer Beziehung stärker als Frauen zum „romantischen Verliebtsein", zu einem Schwärmen, das nicht nach den bestimmten Eigenschaften der Partnerin, nach Interessen, Ausbildungsstand oder familiärem Hintergrund etc. fragt, sondern sich stattdessen auf die Wahrnehmung eigenen Verliebtseins verläßt (Kephart 1967, Rubin 1973, Fengler 1974, Murstein 1980, Nordstrom 1986). Das findet seine soziologische Erklärung wohl darin, daß der soziale Status des Mannes sich durch eine Ehe normalerweise nicht ändert, so daß der Mann sich romantischen Impulsen eher überlassen kann, während die Frau mit der Ehe auch über ihren künftigen Status entscheidet und deshalb mehr Anlaß hat, „durch Nebenerwägungen zu kontrollieren, mit wem sie den Ausflug ins Land der Romantik unternimmt" (Luhmann 1982, S. 191). Männer, heißt das, können weniger genau als Frauen begründen, warum sie für diesen oder jenen Partner Liebe fühlen. Wenn verheiratete Männer gebeten werden, im Rückblick die Wahl ihrer Ehefrau zu erklären, nennen sie am häufigsten das Aussehen der Frau und die Erinnerung daran, wie verliebt sie selbst waren. Beides läßt offen, ob die Persönlichkeit der Frau zur Kenntnis genommen wurde. Für die Entscheidung zur Ehe scheint sie nicht wichtig gewesen zu sein (Nordstrom 1986). Je stärker er dem traditionellen Bild der Hausfrauenehe anhängt, desto weniger hat der Mann sich bewußt gemacht, welche besonderen Eigenschaften seiner Partnerin diese interessant für ihn werden ließen (ebenda).

Damit geht einher, daß Männer mit traditionaler Eheauffassung ihre Ehe nicht als Abstimmung von zwei unterschiedlichen Leben wahrnehmen und keine Vorstellung davon formulieren können, welche Interessen oder Fähigkeiten der Partnerin in der Ehe bewahrt und entwickelt werden sollen. Der Gedanke, daß die Frau eine eigene Persönlichkeit mit in die Beziehung bringt und auch in der Ehe ein Eigenleben haben könnte, bleibt verdeckt. Im Vordergrund steht für diese Männer ihr Bild von einer guten Ehefrau und Mutter. Da sich aber schwer vorhersehen läßt, ob gerade diese Frau dem gehegten Bild entsprechen wird, muß „romantisches Verliebtsein" die Funktion übernehmen, subjektive Gewißheit zu produzieren. Je unbekannter die Frau, so kann man vermuten, desto höher der Bedarf an Gefühlen, die dem Mann beweisen, daß es sich hier um die Richtige für ihn handelt. Falls die zitierten Untersuchungen stichhaltig sind, wäre die Kombination von Unkenntnis und Verliebtheit, „blinde Verliebtheit" also, als Entscheidungskriterium der Partnerwahl für Männer typischer als für Frauen. – In der Untersuchung von Nordstrom erinnern sich Männer mit traditionaler Eheauffassung auch, sie seien damals stärker am Heiraten interessiert gewesen als ihre Frauen. Darin mag sich ausdrücken, daß die Männer Geschlechtsunterschiede im Hinblick auf „romantisches Verliebtsein" ahnen; ihrer Erinnerung an blinde Verliebtheit entspricht das Gefühl „ich war damals stärker engagiert als meine Frau". Das mag ein fruchtbarer Boden für Abhän-

gigkeitsgefühle sein. Wer sagt, er habe seine Frau bei der Heirat eigentlich nicht gekannt, spricht wohl auch von den Überraschungen, die er später erlebt hat; wer sich als den Interessierteren von beiden bezeichnet, weist auch auf seine größere Verletzlichkeit hin.

Daß Männer seltener einen „besten Freund" haben als Frauen eine „beste Freundin", ist bekannt. In der Studie von Nordstrom berichtete die Mehrheit der Männer, ihre Frau sei der einzige Mensch, mit dem sie Gefühle und Sorgen teilen könnten. Nur ihrer Frau könnten sie wirklich vertrauen, nur bei ihr sich akzeptiert fühlen. Eine neuere Untersuchung über „Einsamkeit" zeigte Geschlechtsunterschiede in derselben Richtung. Aufs Ganze gesehen und nicht überraschend bekunden Menschen, die mit einem Partner zusammenleben, weniger Einsamkeitsgefühle als Alleinstehende. Unter den Verheirateten besteht jedoch ein klarer Unterschied in dem, was Männer und was Frauen als Einsamkeit erleben. Für Männer hängen Einsamkeitsgefühle davon ab, ob sie sich mit ihrer Frau gut verstehen oder nicht. Das Gefühl, einsam zu sein, entsteht, wenn die Qualität dieser einen Beziehung als ungenügend empfunden wird. Frauen dagegen erleben sich als einsam, wenn es ihnen an Kontakten zu Nachbarn, Freunden oder Verwandten fehlt. Sie erleben sich dann nicht als einsam, wenn sie mit ihrem sozialen Netzwerk im Ganzen zufrieden sind (De Jong-Gierveld 1986). Um sich nicht einsam zu fühlen, sehen sich Männer also stärker auf eine (ihre) Frau angewiesen als umgekehrt Frauen auf einen (ihren) Mann.

Solche Unterschiede in der emotionalen Angewiesenheit aufeinander bestätigen sich noch einmal sehr deutlich in der geschlechtsspezifischen Reaktion auf Trennungen. Männer leiden nach Trennungen von ihren Partnerinnen mehr an Einsamkeit als Frauen nach der Trennung von ihrem Mann (ebenda). Männer reagieren auf Trennungen mit stärkeren Depressionen als Frauen, unabhängig davon, wer die Trennung gewollt hat (Rubin 1973). Alleinerziehende Väter klagen häufiger über einen Mangel an sozialen Kontakten als alleinerziehende Mütter und sehen sich weniger als diese in der Lage, den Verlust des Partners durch andere vertrauensvolle Beziehungen auszugleichen (Hipgrave 1981). Nach Scheidungen verheiraten sich Männer in erheblich kürzerer Frist wieder als Frauen; Männer bleiben überhaupt seltener als Frauen nach einer Scheidung unverheiratet (Held/Levy 1983, S. 122–130). Bei frisch verwitweten Männern sind plötzliche Erkrankungen, plötzlicher Tod und Suizid häufiger als bei frisch verwitweten Frauen (Bernard 1972).

Diese Befunde weisen alle in dieselbe Richtung. Männer erleben eine größere emotionale Angewiesenheit auf ihre Frau als umgekehrt. Die Fähigkeit der Männer, Beziehungskonflikten ins Auge zu sehen, muß dadurch geschmälert werden. Sie wird, vor allem bei Männern mit traditioneller Eheauffassung, schon deshalb behindert sein, weil sie sich der besonderen Eigenschaften ihrer Frau bei der Verheiratung kaum bewußt waren und weil sie keine Vorstellung von einem Eigenleben ihrer Frau außerhalb der Gattinnen- und Mutterrolle entwickeln. Je stärker sie sich zugleich auf die Frau als einzige Vertrauensperson und einzigen Schutz vor Einsamkeit beziehen und je weniger sie sich in einem Konfliktfall auch auf ein

soziales Netz oder mindestens eine gute Freundschaft stützen können, desto stärker müssen sie sich gefährdet sehen, wenn die Frau den erwarteten Austausch zu verweigern droht. Der Wunsch, Schwierigkeiten so lange als möglich aus dem Weg zu gehen, sowie Überraschung, Hilflosigkeit und Unverständnis, wenn der Konflikt einmal da ist, verstehen sich daraus von selbst. Auch für den Fall, daß offene Konflikte lange Zeit vermieden werden können, sind dauernde Glücksgefühle unwahrscheinlich; wahrscheinlicher ist, daß sich die erlebte Abhängigkeit mit der Zeit in emotionalen Mangel verwandelt, der seinerseits nach Abhilfe ruft. Unter dem Zwang zur Konfliktvermeidung muß solche Abhilfe vorzugsweise heimlich gesucht werden.

Die Angewiesenheit auf die Ehefrau verstärkt sich innerhalb der Familie noch durch den Mangel an Verbindung mit den Kindern. Die Fürsorglichkeit der Männer wird auf die ökonomische Fürsorge für die Familie beschränkt, deren Erfordernisse die Entwicklung anderer Formen weitgehend ausschließen. Erwerbstätige Männer in unserer Gesellschaft sind durchschnittlich gut neun Stunden täglich außer Haus. In der verbleibenden Zeit wenden sie im Durchschnitt zwölf Minuten pro Werktag für die Pflege und Versorgung ihrer Kinder auf; sonntags sind es zwanzig Minuten; zum Spielen an allen Tagen der Woche etwa eine Stunde (Fthenakis 1985, S. 157/8). Von der Erfahrung dauernder, auch körperlicher Nähe, wie sie zwischen Müttern und Kindern besteht, sind sie ausgeschlossen. Sie beschäftigen sich auch dann nicht vermehrt mit den Kindern, wenn die Ehefrau erwerbstätig ist. Das ist nicht erstaunlich, solange sich ihre eigenen Arbeitszeiten nicht ändern. Offenbar wird Vätern heute ihre Randposition in den Familien als Mangel bewußt; einer baden-württembergischen Studie zufolge wünscht sich die Hälfte von ihnen mehr Zeit für den Umgang mit den Kindern (ebenda, S. 218). Bisher gelingt es aber den meisten Vätern kaum, in einer direkten, für sie selbst befriedigenden Weise Verantwortung für die Kinder zu übernehmen (Metz-Göckel/Müller 1986, S. 87 ff.). Die Vaterrolle bleibt abstrakte Verpflichtung. Das bedeutet unter anderem, daß Männer sich kaum durch den Umgang mit den Kindern innerhalb der Familie emotionalen Ausgleich schaffen können, falls ihnen die Zuwendung ihrer Frau nicht (mehr) genügt.

Zugleich entgehen ihnen Möglichkeiten zum spielerischen Regredieren mit den Kindern, zur Wiederbelebung der eigenen Kindheit, die zum Erwachsenwerden beitragen. Falls ihre Kindlichkeit „kindisch" bleibt, muß sie sich als infantile Anspruchshaltung und Tyrannei gegenüber der Ehefrau und als Eifersucht auf die eigenen Kinder zur Geltung bringen. Das ist wiederum geeignet, die Familie in Distanz zu halten und in der Folge den Eindruck des Mannes zu verstärken, er werde zuhause nicht genügend ernst genommen, nicht geliebt und akzeptiert, nicht genug umsorgt, nicht verstanden.

Deutlich sind auch die Einschränkungen der männlichen Sexualität, die mit dadurch festgeschrieben werden, daß es Männern am Umgang mit Kindern fehlt. Für den Mann, dem die vielfältigen, strapaziösen und lustvollen Körpererfahrungen der Kinderpflege entgehen, wird es schwer, sich unter körperlicher Nähe auch an-

deres als den Liebesakt der Erwachsenen vorzustellen und zu wünschen. Während Frauen in schwierigen Zeiten der Ehe noch die Möglichkeit haben, ihre Beziehung zu den Kindern auszubauen, ist es für die Männer dazu oft schon zu spät. Ihre Bedürfnisse kennen nur eine Form, in der sie mit Kindern nicht zu befriedigen sind. Es stehen ihnen dann keine angemessenen Formen zur Verfügung, die ihnen erlaubten, die Zärtlichkeit, die ihnen fehlen mag, im Umgang mit den Kindern zu erfahren. Die Engführung der männlichen Sexualität schränkt andererseits auch wieder die mögliche Vielfalt von Beziehungen außerhalb der Familie ein. Für fast zwei Drittel der Männer ist eine nähere Freundschaft mit einer Frau ohne eine sexuelle Beziehung nicht denkbar (Metz-Göckel/Müller 1986, S. 148). Die Männerrolle ist hier rigide. Sie erschwert es Männern, anders als unter der Form eines „Verhältnisses" mit Frauen befreundet zu sein. Dies als Teil einer Rolle, also einer gesellschaftlichen Festlegung zu erkennen, heißt auch erkennen, daß die Entwicklung einer Bekanntschaft zu einem „Verhältnis" mit dieser besonderen Frau und diesem besonderen Mann nur zufällig etwas zu tun hat. Denn daß eine Bekanntschaft zwischen Mann und Frau entweder versanden oder sich zu einer sexuellen Beziehung entwickeln muß, steht schon fest, bevor sich die Beteiligten überhaupt begegnet sind.

Die im „Berufsmenschentum" angelegte emotionale Unselbständigkeit und Abhängigkeit des Mannes gegenüber der (Ehe-)Frau, die Angst vor Einsamkeit, falls die Ehe auseinanderbräche, die schwer veränderliche Randposition in der Familie, und die Schwierigkeit, Zuwendung, Zärtlichkeit und Freundschaft anders als in sexuellen Kontakten zu finden, bilden einige der konflikthaften Bedingungen, unter denen nebeneheliche Beziehungen verheirateter Männer entstehen. Eine Psychologie, die die Ursachen solcher Beziehungen nur in einer individuellen „Ehe-Unreife" oder anderen Charaktermängeln der Beteiligten sieht, greift zu kurz (z. B. Strean 1980). Die beschriebenen Konflikte und die möglichen Reaktionen darauf sind in der herkömmlichen Männerrolle vorgezeichnet und existieren zunächst einmal unabhängig davon, wie gut oder schlecht der Einzelne mit ihnen zu Rande kommt. Ebenso fraglich erscheint mir die Auffassung, nach der verheiratete Männer, die sich eine Freundin suchen, einfach die Vorrechte auskosten würden, die eine patriarchalische Doppelmoral ihnen zugesteht – fraglich, wenn damit gesagt sein soll, daß Männer über ihre Beziehungen freier verfügen könnten als Frauen. In unserer Kultur wird erwartet, daß Eheleute in ihrer Ehe emotionale Zufriedenheit finden und daß sie sich monogam verhalten. Wer sich diesen Ansprüchen nicht gewachsen sieht, gerät in Widerspruch zu allgemein anerkannten Normen und Hoffnungen – seinen eigenen, denen der Ehefrau, der Freundin, der Kinder, der Kollegen usw., und die Erfahrung lehrt, daß Männer in aller Regel mit den daraus entstehenden Konflikten nicht freier oder souveräner umgehen können als Frauen.

Begegnungen zwischen einem verheirateten Mann und einer anderen als seiner Ehefrau stehen unter widersprüchlichen Anforderungen. Die Erwartung an einen rechten Mann, es müsse eine sexuelle Beziehung entstehen, widerspricht der Erwar-

tung an einen rechten Ehemann, er solle sich monogam verhalten. Der Konflikt läßt sich mit Hilfe von Geheimhaltung regeln. Heimlichkeit wird hier zu einem sozialen Mechanismus, der es ermöglicht, die beiden einander widersprechenden Anforderungen gleichzeitig anzuerkennen: Er zeigt sich als Mann, indem er die Beziehung aufnimmt, und als guter Ehemann, indem er sie verbirgt. Geheimhaltung, die Trennung verschiedener Leben, liegt um so näher, als sie im „Berufsmenschentum" schon vorbereitet ist: Ohne besonderen Aufwand zur Geheimhaltung sind Berufsleben und Familienleben immer schon teilweise voneinander getrennt und voreinander verborgen. Wer einen Teil seines Lebens geheimhalten will, braucht nur das vorliegende Muster aktiv anzuwenden. Je gründlicher die Trennung vollzogen wird, desto weniger können die verschiedenen Lebensbereiche Rückwirkungen aufeinander entfalten und desto eher kann jeder Bereich sich, scheinbar losgelöst von den anderen, nach seinen eigenen Gesetzlichkeiten entwickeln: Hier die Arbeit, dort die Familie und dazwischen das Liebesverhältnis zu einer anderen Frau. Das schafft relative Freiräume; ob sich darin unterschiedliche Bedürfnisse frei entfalten, oder ob die Heimlichkeit vor allem dazu dient, Unvernunft zu zementieren, läßt sich nicht vorab entscheiden.

Heimlichkeit ermöglicht vieles, was bei vollständiger Publizität nicht existieren könnte, legt aber auch manches fest. Ohne Öffentlichkeit kann sich schwer Privatheit herstellen, denn Privatheit erfordert Chancen, die dem sorgsam ausgegrenzten Verhältnis kaum gegönnt sind, nämlich Zeit, Stille, gemeinsame Alltäglichkeit, gegenseitige Gewöhnung. Sie sind auch durch gelegentliche gemeinsame Restaurant- und Galeriebesuche nicht zu ersetzen; das Verhältnis bleibt in dem Maß, in dem es sich versteckt, auch ein Stück weit abstrakt. Darin liegt ein Reiz. Seltenheit und Gefährlichkeit der Begegnungen verhindern wirkliche Intimität; der/die Geliebte ist eigentlich ständig abwesend. Die Liebe bleibt in einem chronischen Zustand der Sehnsucht und damit wiederum in Spannung. Diese Spannung kann auch durch das rasch in den Terminkalender gepreßte Rendez-vous nicht wirklich gelöst werden, da diese Situation wieder mit der Spannung der Heimlichkeit, den Vorkehrungen gegen das Entdecktwerden, der Sorge des Liebhabers um pünktliches Nachhausekommen etc. verbunden ist. Kurz: Das Paar hat kein gemeinsames Privatleben. Umso eher ist es dazu verleitet, die Heimlichkeit seiner Freuden in ein Geheimnis wechselseitiger Verbundenheit umzumünzen: Die Liebe, die nur in Andeutungen gelebt wird, erscheint umso strahlender in der Phantasie (dazu Anders 1986, S. 36 ff.).

Die soziale Isolation des Verhältnisses hilft, bei den Beteiligten den Eindruck zu erzeugen, daß es sich zwischen ihnen um eine einzigartige Begegnung handele. Und gemeinsam durchlebte Gefahren veranlassen das Paar dazu, sich als Verschwörergemeinschaft zu sehen, als Ausnahme und Abweichung gegen den Rest der Welt. Soziologisch gesehen sind heimliche Liebesverhältnisse neben der Ehe allerdings keine abweichende Erscheinung, sondern im Gegenteil verbreitet und „normal". Als Ausnahme muß demgegenüber bezeichnet werden, was den üblichen Bedingungen und geltenden Normen der Geschlechterverhältnisse so zuwiderläuft, daß es

nur einer Minderheit in den Sinn kommt – Ausnahme wäre eine Bekanntschaft zwischen einem verheirateten Mann und einer anderen Frau, die nicht in ein Liebesverhältnis mündet, sondern in eine Freundschaft.

3. Scheidungen

Wenn die Einstellungen gegenüber außerehelicher Sexualität toleranter geworden, wenn Partnervielfalt, Partnerwechsel und Ehescheidungen üblich geworden sind, scheint es auf den ersten Blick erstaunlich, daß der Ehebruch von solcher Liberalisierung ausgenommen sein soll. Kann er nicht wie andere Veränderungen der Sitten toleriert werden? Sind vielleicht Zeitungsberichte über die Geliebte ein Zeichen dafür, daß sich im Hinblick auf die Monogamie die Normen lockern, Tabus schwächer werden und Heimlichkeit bald nicht mehr nötig ist?

Manches spricht gegen diese Erwartung. Was als Liberalisierung der Sitten erscheinen kann, bedeutet, genauer besehen, nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung für das Ideal der Monogamie. Die verbreitete Toleranz für außereheliche Liebe bezieht sich weniger auf die Liebe zusätzlich zur Ehe, mehr auf voreheliche Verhältnisse, also auf das, was früher „Verlobungszeit" gewesen wäre. Und die Zustimmung zur „Ehe auf Probe" folgt nicht der Idee, daß es gut sei, daß ein Mensch verschiedene Partner habe, sondern steht unter der Annahme, daß die darauffolgende Ehe stabiler sein werde, wenn die Partner einander vor der Heirat schon erproben und gegebenenfalls verwerfen könnten. Desgleichen die Scheidung. Die Möglichkeit zur Scheidung bedeutet nicht, daß es mit der Monogamie zu Ende ginge, sondern im Gegenteil, daß das Ideal der lebenslänglichen Verbindung weichen muß, damit das der Monogamie sich halten kann. Niemand vertritt striktere Monogamie als der Filmstar, der sich siebenmal scheiden läßt, um siebenmal wieder zu heiraten – mit jedem Anflug von Zuneigung zu einem anderen als dem jeweiligen Ehemann gilt die bestehende Ehe als beendet und eine neue muß eingegangen werden. Das herkömmliche Modell lebenslanger Monogamie wird nicht durch dauernde Treue zu mehreren Partnern, sondern durch serielle Monogamie abgelöst.

Die Möglichkeit der Scheidung ist mit der Idee verbunden, daß man in der Ehe emotionale Zufriedenheit finden müsse und daß dafür jeder einzelne selbst verantwortlich sei. In der Selbstverantwortlichkeit ist die individuelle Entscheidungsfreiheit – „wer nicht mehr zufrieden ist, kann ja gehen" – stärker betont als die gegenseitige Verpflichtung. Die Zunahme der Scheidungsraten bringt also zum Ausdruck, daß sich Normen von Zufriedenheit, Selbstverantwortlichkeit und Entscheidungsfreiheit in der Ehe auf Kosten von Verpflichtung und Dauer durchsetzen. Sie bedeutet ferner, daß sich das Ideal der Monogamie gegenüber Alternativen behauptet. Daß mehrere Partnerschaften aufeinanderfolgen, gilt als normal; daß mehrere Partnerschaften zusammenbestehen könnten, als ausgeschlossen. Wo Mehrfachbeziehungen dennoch bestehen, schließen sie sich dementsprechend selbst aus der Gesellschaft aus und bleiben heimlich.

Scheidung als sozial anerkannte Form, eine Ehe zu beenden, verändert das gesamte Feld der Ehe- und Familienbeziehungen. Es gibt eine Scheidungsfolge, die alle betrifft – Paare, die sich scheiden lassen ebenso wie die, die zusammenbleiben –, die Folge nämlich, daß die Konfliktbearbeitung in Ehen sich durch die naheliegende Möglichkeit, eine Ehe durch Scheidung zu beenden, grundlegend verändert (vgl. Bittner 1986).

(a) Konkrete Scheidung bedeutet, daß die Partner ihre Auseinandersetzungen weitgehend abbrechen und in der Regel neue Partner suchen. Daß Kinder meist bei den Müttern bleiben, bringt einen Zug von Matrilinearität in die patrilineare Gesellschaft; Scheidungen gehen mit Legitimitationsverlust der Väter und einer Positionsstärkung und Aufwertung der Mütter einher (Oggenfuß 1984). Der „matrilineare Umschwung" versetzt die Männer weiter an den Rand der Familien; im Extremfall gliedern sie sich nur noch als Liebhaber der Frauen variabel in bestehende Haushalte ein. Die Chance, etwa Großvater zu werden, nimmt ab. Die Kinder von Söhnen werden oft nach einiger Zeit nicht mehr zugänglich sein, die Töchter, mit denen er es zu tun hat, sind mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht die eigenen. Die Kinder ihrerseits lernen eventuell, mehrere Väter oder Mütter anzuerkennen, mit mehr als vier Großeltern sowie anderen beweglichen, wechselnden Verwandschaftsbeziehungen zu rechnen. Welche Tanten kommen zu Weihnachten? Welcher Vater bezahlt die Ausbildung? Familie und Verwandtschaft verlieren den Anschein natürlicher Einheiten; mehr als je zuvor werden sie von den Individuen selbst konstruiert (Furstenberg 1987).

(b) Auch Paaren, die sich nicht scheiden lassen, ist die Möglichkeit von Scheidung als soziale Tatsache präsent. Mit dem Bewußtsein, daß Ehen auf die ständig zu erneuernde Entscheidung zum Zusammenbleiben angewiesen sind, verschwindet zwar die Möglichkeit, mit bloßem traditionalistischem Schlendrian ein Eheleben zu bestreiten, verschwindet aber auch eine bestimmte Art von Sicherheit. In einer prinzipiell labilen Familie können wahrscheinlich viele Konflikte nicht mit genügender Intensität durchlebt werden. „Welcher Ehepartner kann sich Emanzipationsschritte bis hin zum außerehelichen Seitensprung erlauben, wenn er fürchten muß, daß unterdessen daheim alles zusammenbricht? Und welcher Junge kann es sich leisten, den Vater zum Teufel zu wünschen, wenn er jederzeit gewärtig sein muß, daß dieser wirklich auf- und davongeht?" (Bittner 1986, S. 36). Das Bewußtsein, daß die Beziehung labil ist, kann das Niveau der Konfliktaustragung senken, könnte andererseits aber auch Aufmerksamkeit und Verhandlungsbereitschaft aller Beteiligten erhöhen. Es kann einerseits jenen Kontrollbedarf steigern, der sich in pausenlosen Beziehungsdiskussionen äußert; er kann aber auch den Anspruch und die Bereitschaft steigern, Gefühle wahrzunehmen und mitzuteilen, kann Emotionalität und Authentizität in den Beziehungen fördern. Auf alle Fälle ist in Verhältnissen, die sich ihres voluntaristischen Charakters bewußt bleiben, höheres emotionales Engagement erforderlich als in solchem, deren Bestand außer Frage steht.

(c) Wo jemand die Scheidung für sich ausschließt, verschwindet sie darum nicht als soziale Tatsache. Die Möglichkeit von Scheidungen kann nicht aus der Welt ge-

schafft, sie kann nur für ein bestimmtes Paar aus der Diskussion gezogen werden. In ihrer vorkritischen Variante verweist diese Haltung die Möglichkeit von Scheidung überhaupt in den Bereich der Phantasie, wo sie dann allerdings gute Chancen hat, ihre eigene Dynamik zu entwickeln. Eine beeindruckende Scheidungsfolge, die alle Beziehungen betrifft, besteht darin, daß der Satz „so etwas kann uns nicht passieren" heute unrealistisch geworden ist. Was einem Drittel der Ehen widerfährt, kann auch von den übrigen nicht mehr von vornherein ausgeschlossen, sondern muß in den Ehen mit berücksichtigt werden. Die Möglichkeit, sich zu trennen und mit einem anderen Partner weiterzuleben, ist allgegenwärtig; wo sie in der Ehe nicht bearbeitet werden kann, wird es wahrscheinlich, daß die soziale Realität als Trennungsphantasie oder „Phantasie eines anderen Lebens" die Beziehung stumm begleitet.

Freud hat die Phantasien, in denen Kinder imaginär die Bande mit ihren Eltern modifizieren, als „Familienroman" bezeichnet – das Kind stellt sich z. B. vor, es sei ein Findelkind oder adoptiert, es stamme nicht von seinen realen Eltern ab, sondern von vornehmeren Eltern, seine Geschwister seien nicht seine wirklichen Geschwister. Der Familienroman entsteht unter dem Druck von Konflikten, denen das Kind so in der Phantasie entkommt, real aber nicht ausweichen kann: von seiner Familie kann es sich nicht trennen. Analog dazu scheinen Beziehungen, in denen die Möglichkeit von Trennung nicht zum Thema werden kann, ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung eines „Familienromans des Erwachsenen" zu sein, mit dem Unterschied, daß Erwachsene eher die Möglichkeit haben, solche Phantasien in die Realität hinein zu verlängern und mit wirklichen Personen zu bevölkern. Der Satz „Ich bin zwar verheiratet, aber eigentlich und innerlich lebe ich nur mit Dir", zur Geliebten gesprochen, bringt ein Stück „Familienroman" zum Vorschein, die imaginierte Trennung von der Ehefrau, die vor ihr möglichst verborgen bleiben soll. – Der springende Punkt dabei ist, daß Verläßlichkeit der Ehen heute nicht mehr vorausgesetzt werden kann, sondern hergestellt werden muß. Da die Möglichkeit von Trennung so naheliegt, kann sie nicht mehr einfach ausgeschlossen, sondern nur noch entweder bearbeitet oder verdrängt werden. Ob eine Liebe neben der Ehe es in diesem Sinne mit den Realitäten aufnimmt oder als „Familienroman" und Ausflucht organisiert ist, ist nicht von außen zu erkennen; es wird sehr unterschiedlich sein und sich auch im Verlauf der Beziehungen ändern können.

Voluntarismus („unsere Beziehung beruht auf unserer Entscheidung"), Labilität („sie kann auch wieder zuende gehen"), eine Tendenz zur Senkung der Konfliktoleranz („lieber nicht daran rühren, das hält die Beziehung nicht aus") und zur Steigerung des Gefühlsbedarfs („unser Zusammensein ist nur gerechtfertigt, wenn wir uns lieben") fallen an dem Verhältnis neben der Ehe deutlich ins Auge und sind verschiedentlich beschrieben worden. Es stimmt: für das Verhältnis sind diese Merkmale besonders typisch. Aber es ist kaum bemerkt worden, daß Ehen und Nicht-Ehen sich in dieser Hinsicht immer ähnlicher werden. Wo eine veränderte Frauenrolle die Frauen in zunehmendem Maße auf sich selbst stellt, eine herkömmliche Männerrolle die Männer weiterhin an den Rändern ihrer Familien an-

siedelt und Trennungen zu einer alltäglichen Erscheinung geworden sind, können sich ehemals prinzipielle Unterschiede zwischen Ehen und anderen Verhältnissen nicht mehr halten. Sicher nicht nur zum Nachteil der Ehen – warum sollte es ihnen nicht guttun, sich angesichts ihrer Trennungsanfälligkeit als Liebesbeziehungen wie andere auch zu verstehen, wenn damit mehr Aufmerksamkeit füreinander und höheres emotionales Engagement einhergeht?

Allerdings auch mehr Risiko. Das heimliche Verhältnis als verbreitete Einrichtung unserer Gesellschaft zeugt davon, daß die Wirklichkeit der Ehen in ihr Selbstverständnis und in ihre Außendarstellung nur partiell Eingang findet, zeigt, wie schwierig es ist, sich dem Konflikt mit den Normen der Monogamie zu stellen. Das kulturelle Ideal entfaltet dabei auch seine destruktive Seite, wenn es dazu führt, Beziehungen, die ihm nicht zu entsprechen scheinen, als schon gescheitert oder zum Scheitern verurteilt anzusehen. Die Schwierigkeit, den Konflikt überhaupt zuzulassen, drückt sich in einem falschen Vergleich aus, der unter denen, die in Mehrfachbeziehungen leben, vielleicht nicht weniger verbreitet ist als unter Psychologen, Eheberatern und anderen Spezialisten, die sie kommentieren: unglückliche Mehrfachbeziehungen werden nicht, wie es angemessen wäre, mit unglücklichen Ehen, sondern in aller Regel mit dem Bild der harmonischen, lebendigen, dauerhaften und ausschließlichen Ehe verglichen, besser gesagt: daran gemessen. Parteinahme für die Norm und Verurteilung der Abweichung gehen dann dem genaueren Hinsehen voraus; der professionelle Kommentar trägt so dazu bei, eine Vorstellung zu unterhalten, der, wenn man den Statistiken glauben darf, die Mehrheit aller Paarbeziehungen heute nicht entspricht.

Natürlich könnte eine schlechte Wirklichkeit nie dazu taugen, ein gutes Ideal zu widerlegen; das Ideal erweist aber umgekehrt seine Qualitäten erst an dem, was es dazu beiträgt, daß Frauen und Männer einander gerecht werden können.

Literatur

G. Anders, Lieben gestern. Notizen zur Geschichte des Fühlens. München 1986
U. Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine moderne Moderne. Frankfurt 1986
J. Bernard, The Future of Marriage. New York 1972
G. Bittner, Müssen Scheidungen sein? In: Kind und Umwelt, Heft 52, 1986, S. 24–39
A. Booth, L. White, Thinking about Divorce. In: Journal of Marriage and the Family 8, 1980, S. 605–616
J. De Jong-Gierveld, Husbands, Lovers, and Lonelineness. In: R. A. Lewis, R. E. Salt (Eds.), Men in Families. Beverly Hills 1986, S. 115–126
A. P. Fengler, Romantic Love in Courtship: Divergent Paths of Male and Female Students. In: Journal of Comparative Family Studies 5, 1974, S. 134–139
F. F. Furstenberg, Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen. In: Soziale Welt 38, 1987, S. 29–39
S. Freud, In: Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, Protokoll vom 15.5.1907
W. F. Fthenakis, Väter. Bd. 1: Zur Psychologie der Vater-Kind Beziehung; Bd. 2: Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. München 1985

T. Held, R. Levy, Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz. Diessenhofen [2]1983
T. Hipgrave, Child-Rearing by Lone Fathers. In: R. Chester, P. Diggory, M. P. Sutherland (Eds.), Changing Patterns of Child Bearing and Child Rearing. London 1981, S. 149–166
W. M. Kephart, Some Correlates of Romantic Love. In: Journal of Marriage and the Family 29, 1967, S. 470–479
N. Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt 1982
S. Metz-Göckel, U. Müller, Der Mann. Die Brigitte-Studie. Weinheim 1986
J. Mitchell, Psychoanalyse und Feminismus. Freud. Reich. Laing und die Frauenbewegung. Frankfurt 1985
B. I. Murstein, Mate Selection in the 1970s. In: Journal of Marriage and the Family 42, 1980, S. 777–792
B. Nordstrom, Why Men get Married. More and Less Traditional Men Compared. In: R. A. Lewis, R. E. Salt (Eds.), Men in Families. Beverly Hills 1986, S. 31–53
F. Oggenfuß, Jugendliche aus Scheidungsfamilien. In: Familiendynamik 9, 1984, S. 71–83
H. Pross, Die Wirklichkeit der Hausfrau. Die erste repräsentative Untersuchung über nichterwerbstätige Ehefrauen: Wie leben sie? Wie denken sie? Wie sehen sie sich selbst? Reinbek 1975
Z. Rubin, Liking and Loving. An Invitation to Social Psychology. New York 1973
M. Sands, The Making of the American Mistress, Berkeley 1981
G. Simmel, Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Frankfurt 1985 (zit. als Simmel 1898)
H. S. Strean, The Extramarital Affair. New York 1980
W. Wottawa, Das sexuelle Verhalten der Deutschen. Rastatt 1979
S. Zweig, Die Welt von Gestern. Berlin 1962